

Arnold Heilbut

Yolanthes Liebestod

Meine Freundin heißt Yolanthe. Mit *Y* bitte, nicht zu vergessen. Sie ist ein sehr hübsches Mädchen, das bestreiten sogar ihre besten Freundinnen nicht. Aber sie ist auch ein sehr kapriziöses Persönchen. Nun, wenn man Yolanthe heißt (mit *Y* bitte, wie gesagt), so hat man vielleicht eine kleine Veranlagung dazu, vielleicht sogar eine gewisse Berechtigung. Denn wenn man schon diesen minniglich-romantischen Namen führt, muß man sich doch in etwas von den alltäglichen Doras, Minnas und Annas unterscheiden. Ein solcher Name verpflichtet.

Ich habe mich allmählich an Yolanthes Kapriolen gewöhnt, ich bin eben sehr gelehrig. Man könnte, wenn man ganz ehrlich sein will, wohl auch sagen: es blieb mir nichts anderes übrig.

Als ich heute ihr Zimmer betrat, lag sie auf dem Divan, und ihre schönen Augen standen voller Tränen.

„Was hast du, *Yo*?“ fragte ich voller zärtlicher Besorgnis.

Sie räusperte das feine Näschen. „Du weißt, Lieber, ich kann diese Kokottensofenamen nicht leiden.“

Ich küßte entschuldigend ihre rosafarbenen Fingerspitzen. „Was, liebe Yolanthe, fehlt dir?“

Sie seufzte und wandte mir ihr schönes Antlitz zu. Tiefer Weltweh lagerte auf ihren Wügen. Sie legte die Arme um meinen Nacken und zog mich zu sich herab.

„Liebst du mich?“ fragte sie mit ihrer tiefen Greta-Barbo-Stimme.

„Du weißt es“, antwortete ich schlicht.

„Ehrlich? Tief?“

Ich nickte schweigend. Bei einer solchen Frage ist immer eine gewisse Vorsicht geboten.

Sie nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände und sah mir tief in die Augen. „Und wärest du bereit zu einem Opfer, zu einem sehr großen Opfer . . .?“

„Aha, schön es mir durch den Kopf; eine neue Laune, irgenbeine extravagante Idee! Was wird sie mir vorzuschlagen haben? Ich war auf alles gefaßt. Nur jetzt nicht mit einer Banalität antworten, das kann sie maßlos erzürnen. Also erwiderte ich mit der stoischen Ruhe eines alten Siouxhäuptlings:

„Ich bin!“

Sie richtete sich auf und, indem sie mit einem leeren Blick in die Zimmerdecke starrte, sagte sie dumpf: „Ich will sterben!“

Da haben wirs: meine Yolanthe hatte einen ihrer kritischen Tage erster Ordnung! Es hätte — das wußte ich genau — gar keinen Zweck gehabt, jetzt zu fragen: warum? Ich bewachte also meine indianische Staltblütigkeit und senkte schweigend den Kopf.

„Und welches Opfer, Liebste“, nahm ich, als das Schweigen beklemmend wurde, wieder das Wort, „welches Opfer soll ich dir bringen?“

„Du wirst mit mir sterben!“

Darauf, muß ich gestehen, war ich nun nicht vorbereitet gewesen. Ich kämpfte mit dem brennenden Wunsch, sie zu fragen, was sie so

pötzlich zu diesem fürchterlichen Entschluß getrieben habe, aber ich wußte ja im voraus, daß es zwecklos wäre. Nichts, nicht die glühendste Beredsamkeit wäre imstande, sie von ihrem bizarren Gedanken abzubringen.

Schnell ergriff ich ihre Hände und rief mit dem Brustton vollster Ueberzeugung: „Gut, ich bin bereit!“

Um die Wahrheit zu sagen: ich bildete mir ein, daß meine widerspruchslose, schnelle Bereitwilligkeit, sie — mit echt weiblicher Logik — von ihrem Vorhaben absehen lassen würde.

Aber Yolanthe schien meine Gedanken erraten zu haben, sie schüttelte den Kopf. „Es ist mir ernst, furchtbarer Ernst“, sagte sie feierlich.

Ich errötete wie ein ertappter Schuljunge. „Selbstverständlich“, beeilte ich mich zu versichern, „selbstverständlich Liebste, und wamm, hast du gedacht, daß . . .?“

„Sozleisch.“

Ich machte noch einen schüchternen Versuch mit der Philosophie. „Du hast ganz recht, Yolanthe, schon die alten Indier — oder waren es die Ägypter —? haben den Tod höher geschätzt als das Leben. Ja, sie haben sogar den Tod als den eigentlichen Anfang des Lebens betrachtet. Das irdische Leben galt ihnen mehr als eine Art Prüfung, und so . . .“

Ich verstummte unter ihrem abgrundtiefen Blick. „Schweige“, sagte sie ernst mit gerunzelten Brauen.

„Gewiß, gewiß“, stotterte ich, ein bißchen verwirrt von der Feierlichkeit ihres Tones.

Eine Pause entstand.

„Darf ich fragen“, hub ich schließlich an, „bist du dir schon einig über die Art, wie wir . . .“

Sie zuckte ungeduldig die Achseln. „Ich überlasse das dir.“

Eine Hoffnung blühte in mir auf. „Ja, Liebe, wenn du auf sofortige Ausführung deines Planes bestehst, so fehlen uns doch die nötigen Requisiten. Ich habe nicht einmal meinen Proviant bei mir. Oder wollen wir, wie der alte Seneca . . .“ Ich machte eine eindrucksvolle Geste über die Pulsader.

Sie zuckte leicht zusammen.

„Oder“, ich ließ meine Augen im Zimmer umherstreifen, „vielleicht könnten wir mit jenem malaischen Kris, der dort an der Wand hängt, Karakiri machen . . .?“

Yolanthe schauderte — ich bemerkte es mit Genugtuung.

„Ich wünschte in Schönheit zu sterben“, sagte sie. Aha, also mit Weinlaub im Haar oder so . . .

Man soll nicht sagen, der gute alte Herril Rosen wäre aus der Mode. Hedda Gabler ist noch immer das Ideal kapriziöser Frauen. Allerdings sind nur wenige so konsequent wie die nordische Generalstochter.

„Gut, Wie wäre es mit Opium?“

Sie verzog voller Ekel die Lippen. „Es verursacht mir Uebelkeit.“

„Wieviel Veronaltabletten hast du noch?“ erkundigte ich mich sachlich.

„Ich glaube, drei oder vier.“

„Genügt nicht für uns beide.“

Sie klopfte ungeduldig mit den Füßchen den Boden.

„Laß mich einen Augenblick nachdenken, Liebste“, bat ich schmeichelnd.

Meine Gedanken waren jetzt nur darauf gerichtet, Zeit zu gewinnen. Aber wiederum schien sie mich zu durchschauen.

„Machen wir ein Ende“, sagte sie plötzlich und mit strenger Stimme, „ich ahnte bereits, daß du feige Ausflüchte suchen würdest. Aber ich habe dein Wort, mein Lieber, und ich halte mich daran. „Hier“, sie entnahm ihrem Täschchen einen schmalen Gegenstand, ein zierliches Etui mit fein ziselierem Deckel. „Hier, diese Nadel wird uns einen schnellen schmerzlosen Tod geben. Sie stammt aus dem berühmten Giftschränken der Lucrezia Borgia. Ich habe sie bei meinem letzten Besuch in Florenz von einem Antiquitätenhändler erworben.“

Das war Yolanthe, extravagant wie noch nie!

Ich muß ehrlich bekennen, mir wurde ein wenig schwindl. Einen scheuen Wink warf ich auf die haardünne Nadelspitze; zum Teufel, es war eine schreckliche Situation. So unbefangen wie möglich fragte ich: „Wilst du mir fünf Minuten Zeit geben, um einige Abschiedsbriefe zu schreiben?“

Sie sah mich mit einem prüfenden Blick an. „Dort im Nebenzimmer findest du alles.“ Gleich darauf fügte sie mit eisiger Stimme hinzu: „Aber bemühe dich nicht mit dem Telefon, ich habe die Leitung vorhin durchschnitten.“

Etwas bestürzt erhob ich mich.

„Ich erwarte dich im Schlafzimmer, Lieber“, rief sie mir noch zu und gab mir einen ihrer süßen Blicke, die mir das Blut zum Herzen trieb.

Ein paar Takte aus „Tristan und Isolde“ fielen mir ein: „Holde Liebestod“. Ja, aber warum Yolanthes Liebestod? Wir waren doch gar nicht in süß-feliger Schuldverstrickung wie das todtraurige irische Liebespaar!

Ich öffnete gedankenverloren die Tür zum Nebenzimmer. Eine Gestalt huschte hinter die Portiere.

„Wer ist da?“ fragte ich scharf.

Es kam keine Antwort. Mit einem Satz war ich hinter dem Vorhang und packte mit hartem Griff einen schlollernden Menschen. Ich zerrte ihn in die Mitte des Zimmers. „Was machen Sie hier?“ herrschte ich ihn an.

Er sah mich mit scheuen Hundeaugen an und senkte den Kopf.

Schnell trat ich an ihn heran und griff in seine Rocktasche — ein Revolver lag in meiner Hand.

„Aha“, sagte ich, „so einer sind Sie, ein Einbrecher, ein Mörder vielleicht . . .“

Er hob den Blick. „Nein, Herr, nein . . . ich bin . . . ich habe . . .“

(Schluß folgt.)

Wo bleibt Mutti? - - -

Von Mltzi Schmidt

Der Portier des Kinderkrankenhauses kannte ihn schon, den Mann, der alltäglich Punkt ein Uhr das kleine Mädchen auf Saal vier besuchte. Und jeden Tag brachte er ihm etwas mit, ein schönes Spielzeug, etwas Gutes zum Essen oder ein paar Blumen. Das Kind, das schon lange vor ein Uhr seine Augen mit brennender Erwartung auf die Tür gerichtet hielt und beim Anblick des Vaters mit einem leisen Ausdruck der Enttäuschung in die Kissen zurückfiel, ließ sich von ihm geduldig auf die Stirn küssen, nahm mit einem artigen: „Ich danke, Papa“ das Geschenk entgegen, um es auf das Nachtkästchen zu legen und nicht weiter mehr zu beachten. Dagegen wartete es ungeduldig, bis der Vater sich an sein Bett gesetzt hatte, sah ihm dann mit gespannter Frage in die Augen, während man merkte, daß der Mann unbehaglich und verlegen den Blicken des Kindes auswich und nach Worten suchte.

„Hat Mutti noch nicht geschrieben?“ Das war die täglich sich wiederholende Frage des Kindes, worauf der Mann, wie um sich selbst zu überreden, eifrig antwortete: „Nein, Flor, noch nicht. Aber weißt du, ich habe überlegt, es kann noch gar kein Brief da sein. Mutti ist sehr weit wegereist. Du mußt bedenken, ich habe doch erst vor zwei Tagen geschrieben, heute oder morgen wird sie den Brief bekommen und gerade so lange dauert es, bis ein Brief von ihr kommt. Ich glaube aber bestimmt, daß Mittwoch ein Brief von ihr da sein wird, Mittwoch ganz bestimmt!“

„Wo ist denn Mutti hingefahren, Papi?“ fragte das Mädchen. Der Mann zog eifrig eine Landkarte aus der Tasche, breitete sie auf der Decke aus und zeigte dem Kinde einen kleinen dunklen Punkt auf der Karte. Dieser schien sehr Wertvolles darzustellen. Der Vater begann dem Kind emsig die Eisenbahnlinien zu erklären, verfolgte die Route, die die Mutter gefahren, die Städte, die sie berührt haben mochte, erfand ganze Geschichten, was sie da alles gesehen und erlebt hatte. In seine trübten Augen kam ein Glanz, seine hageren Wangen rötelten sich im Eifer des Erzählens, in dieser schambhaften Freude, von der noch immer geliebten Frau sprechen, ihr Leben wenigstens in der Vorstellung mitgestalten zu dürfen. O, wie sehnte er sich ja selbst nach der Frau, nach der Mutter seines Kindes, die aber alles vergessen hatte im Rausch eines anderen, vermeintlichen Glückes — Glaubte ihm das Kind? Es ließ sich jedenfalls mitreißend vom Spiel der Phantasie, fragte, machte Einwürfe, fabulierte mit dem Vater und half ihm, immer neue Abenteuer von der Mutter zu erfinden, süße Märchen, in deren Glanz die ferne Frau stand und von denen ein Strahl auch auf das Krankenbett fiel. Als sie sich trennten, war jede Schranke gefallen, strahlten ihn die Augen des Kindes warm und innig an.

Es war natürlich nicht schwer, an jenem Mittwoch, der unbarmherzig kam, dem kleinen Mädchen klarzumachen, daß ein einzelner Tag in solchem Falle keine Rolle spielen könne. Ein Brief konnte sich doch leicht verzögern, er konnte zu spät zur Post gegeben worden sein, er konnte — ja, was konnte nicht alles sein? Das Kind nickte, es mußte ihm recht geben. Und auch, als aus dem einen Tag drei, vier und fünf geworden waren, hatte der Vater noch immer Erklärungen bei der Hand. „Weißt du, Flor, ich denke, daß Mutti überhaupt nicht geschrieben haben wird. Sie wird sich

gleich in die Bahn gesetzt haben, um herzufahren!“ „Wann wird sie dann hier sein?“ „Das kommt ganz darauf an, welche Route sie genommen hat. Das kann noch ein paar Tage dauern, vielleicht eine Woche.“ Wieder sah der Vater in den großen fragenden Kinder-Augen den Argwohn aufsteigen. „Gast du ihr alles geschrieben, Vater? Daß ich hier krank liege und daß . . .“ Das Kind verstummte. Denn vieles konnte man sagen, vieles erfinden, aber wie unsagbar sie sich nach der Mutter sehnte, das konnte sie ja gar nicht sagen! Der Vater strich ihr unbeholfen über das Haar. „Alles habe ich ihr geschrieben, Kind!“

Die Mutter mußte eine sehr lange Route gewählt haben. Sie kam nicht. Und es kam auch kein Brief. — Wieviele Tage waren schon vergangen? Aller Glanz des Fabulierens war erloschen, das kleine Mädchen sah dem Vater wie früher in seinem zweifelnden Argwohn entgegen und blieb bei seinen einsamen Besuchen weiter ruhig und still.

Eine Nachmittags bekam Flor eine neue Bettmadrin. Die Mutter hatte das Kind gebracht und als sie nunmehr fortgehen wollte, begann das Kind jämmerlich zu weinen. „Mutti, Mutti, geh nicht fort von mir! Ich kann nicht dableiben ohne dich!“ Das Schreien des Kindes erregte den ganzen Saal, die Kinder wurden unruhig und begannen gleichfalls zu weinen. Flor hatte sich mit entsehten Augen zitternd an den Vater geschmiegt. Und er neigte sich in grenzenlosem Mitleid über sie. Ganz von selbst, ohne daß er es wollte, ohne daß er minutenlang wachte, was er sprach, nur aus der unsagbaren Qual heraus, das Kind so leiden zu sehen, frömten ihm die Worte von den Lippen: „Sei ruhig, Flor, Mutti kommt ganz bestimmt, wirklich! Sie ist schon auf dem Weg. Ich wollte dir's nur nicht sagen, weil ich dich überraschen wollte. Morgen bringe ich sie her, du kannst mir's glauben! Ich gebe dir mein Wort, sie kommt.“ Und wieder war der Strom entbunden, wieder kamen die tröstenden Worte, alles überflücht von der lebenswarmen Farbe der Wahrscheinlichkeit. O, es ist für eines Mannes Geist nicht schwer, mit der Logik eines achtjährigen Kindes Fangball zu spielen. Die Augen der Kleinen waren zuerst in diesem wehrlosen Entsetzen einer Gewißheit nach innen gesunken; nur lösten sie sich langsam, wurden wach, sahen ungläubig, zweifelnd, erstaunt bei den Worten des Vaters. Bis sie dann langsam, als sie erst die Freude, die der morgige Tag bringen sollte, ganz erfasst hatte, aufstrahlten in hellstem Glanz, wie eben nur Kinder-Augen leuchten können. Und wieder hatten sich Vater und Kind gefunden, wieder hatte der Mann den Sieg errungen.

Als er aber am nächsten Tag, mit einer großen Schachtel im Arm, qualvoll zögernd, vor der Tür des Krankensaales stand und sie nicht zu öffnen wagte, war ihm nicht mehr nach Sieg zumute. Er wachte, ja er sah es fast durch die Wand hindurch, wie zwei große Kinder-Augen voll brennender Erwartung an der Tür hingen. Und wenn er jetzt kam, allein, ohne die teure Begleitung, dann würde die Verwandlung, die mit den kleinen Zügen vor sich ging, etwas anderes sein als bloß eine taktvoll verhüllte Enttäuschung. Und er hatte Angst vor dieser Verwandlung. Mit einer Gruppe von Besuchern trat er ein. Später ist ihm vor allem ein Zug in dem kleinen Gesicht in Erinnerung geblieben: außer dem Ausdruck einer Veräufung, einer Lähmung,

auch ein leiser Zug des Staunens — ungläubigen Staunens! — daß der Vater wirklich einer solchen Lüge fähig gewesen war, daß er Mißbrauch getrieben hatte mit einem kleinen gemarterten Herzen! Aber der Ausdruck der Betäubung überwog. Er hatte die große Schachtel vor Flor auf die Decke gestellt, den Deckel weggegeben und begann nunmehr eifrig auf sie einzureden, während ihm der Schweiß auf der Stirne stand. „Da, sieh nur her, Flor, ist die Puppe nicht herrlich? Weinahe so groß wie ein wirkliches Baby. Hast du dir nicht immer eine solche gewünscht? Und denke, sie ist nicht von mir, ein Gruß von Mutti! Ihr Geschenk an dich. Es soll dir sagen, daß sie selber bald hier sein wird (die Zunge verdorrte gar nicht?) und du sollst vorläufig viel Freude an der Puppe haben.“ Die Kleine sah noch immer mit dem abwesenden Ausdruck im Gesicht. Sie zapfte an dem Kleid der Riesenpuppe, hob sie an den Ärmchen ein wenig auf. Ein Zettel fiel aus der Schachtel. Der Vater wollte danach greifen, doch schon hatte sich eine kleine Kinderhand fest darauf gelegt. Der Zettel war von der Mutter an das Kind gerichtet. Sie hatte ihn in Blockschrift geschrieben, um ihn dem Kinde gut lesbar zu machen, er lautete: „Meine liebe, kleine Flor! Die Puppe ist mein Weihnachts-geschenk an Dich. Sie soll Dir heute am Weihnachtsabend sagen, wie sehr ich an Dich denke, wie überhaupt immer meine Gedanken bei Dir sind. Denk auch Du ein wenig an mich, vergiß mich nicht und behalte lieb Deine Mama!“

Der Vater sagte kein Wort, er konnte nicht mehr. Die Kleine hatte die Puppe still in die Schachtel zurückgelegt und war in die Kissen zurückgesunken. Sie weinte nicht, sie sagte auch nichts. Nur die Augen blickten groß, erloschen und ohne Glanz, ins Leere. Und hinter der kleinen Stirn fieberte es: Wenn die Mutter diese Puppe als Weihnachtsgeschenk zurückgelassen hätte — Weihnachten war doch noch so weit weg, jetzt war Juni und im Mai ist Mutti fortgegangen — dann bedeutet das, daß sie auch zu Weihnachten noch nicht zurück sein will, dann bedeutet das, daß alle Hoffnung, alle Sehnsucht vergeblich ist . . .

Es wird wohl so gewesen sein, daß die Krankheit der kleinen Flor ihren natürlichen Fortgang genommen hätte, ob nun diese Kette von Enttäuschungen gekommen wäre oder nicht. Doch ist es natürlich, daß die seelische Hochspannung, welche die Erwartung, Freude und Erfüllung mit sich gebracht hätte, vielleicht die Abwehrkräfte des Organismus gestärkt hätte. Wenigstens behaupten so etwas Ähnliches die Ärzte, die von dem Konflikt im Herzen des Kindes auf eine undeutliche Weise Kenntnis erhalten hatten. Dem Vater wurde nun gestattet, manchmal länger als die normale Besuchszeit bei dem Kinde zu bleiben. So kam es, daß er einmal mit dem Arzt, der die Nachmittagsvisite machte, an dem Bett des Kindes zusammentraf. Der Arzt begleitete ihn hinaus und, nachdem er über den schlechten Zustand des Kindes gesprochen, sagte er, er höre, das Kind sehne sich so nach seiner Mutter; im Falle er die Frau verständigen wollte, möge er es bald tun, denn es sei nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Der Mann richtete sich auf und während ein kalter, abweisender Zug in sein Gesicht trat, sagte er: „Der Aufenthalt meiner Frau ist mir nicht bekannt.“ Der Arzt murmelte eine Entschuldigung.

Flor ist gestorben, — hinübergegangen ohne die Erfüllung ihres heißesten Wunsches, die Mutter noch einmal zu sehen. Ihr kleines

Serg war einsam und erstoren, weil auch der Vater, der in seinem Mitleid zwischen ihr und der Frau die Brücke bauen wollte, sich selbst den Pfah in ihrem Herzen untergrub...

Mehrere Monate nach ihrem Tode kam einmal die Schwester, die Flor gepflegt hatte, mit einer fremden, schönen Frau in den Saal. Sie führte sie an ein Bett und sagte: „Hier ist die kleine Flor gelegen!“ Und war es nun, daß die Schwester wirklich nicht ahnte, wer die fremde Frau war, oder daß sie nur so tat, sie begann von dem tragischen Schicksal des kleinen Mädchens zu erzählen, ihrer Sehnsucht und Enttäuschung, und von der Krise, die die

gutgemeinte Weihnachtspuppe hervorgerufen hatte, weil ihr damit zum erstenmal die Gewißheit gekommen sein mochte, daß die Mutter für sie verloren war.

Eine Schar Kinder kam vom Tagraum herein, ein kleines Mädchen trug eine riesige Puppe im Arm. „Das ist die Puppe!“ sagte die Schwester. „Kommt her, Kinder, wie heißt die Puppe?“ Und die Kinder antworteten gemeinsam: „Flor!“

Da legte die fremde Frau die Hand über die Augen und langsam, wie unter einer schweren Last gebeugt, ging sie hinaus...

Baumwollsklaven

Massenelend im sonnigen Süden

Als 1852 Harriet Beecher-Stowe ihr Buch „Onkel Toms Hütte“ erscheinen ließ, erschütterte es die ganze Kulturmenschenheit durch seine Schilderung des Elends, in dem die Neger auf den Baumwollpflanzungen des Südens der Vereinigten Staaten dahinlebten. Wie traurig die Lebensverhältnisse dieser Arbeiter auch heute wieder sind, beschreibt Sir John Harris soeben im „Manchester Guardian“. Er hat an der Studienreise einiger Fachleute für die Negerfrage teilgenommen, die 3200 Kilometer weit durch die Südstaaten ging.

Die Ernte war bereits im Gange, 15 Millionen Ballen wurden erwartet und die Luft war voll von dem Duft der ölreichen Samen. Die Neger in ihren vielgeflickten Baumwollkleidern und abgetragenen mexikanischen Strohhüten auf den Feldern blidten heiter drein. Die Tagesleistung im Pflücken steigt bis 350 Pfund bei besonders tüchtigen Arbeitern, auch Weissen. Aber die scheinbare Fröhlichkeit entspringt nicht der wirklichen Lage dieser acht Millionen Menschen.

Die Grundbesitzer sitzen noch an der gleichen Stelle wie ihre Väter und Großväter vor dem Sezessionskrieg, aber heute sind sie selbst schwer verschuldet und verflabt. Sie überlassen den noch Armeren das Pflücken gegen Teilhaberschaft. Entsetzt war Amerika, als festgestellt wurde, daß von den acht Millionen Armen fünf Millionen Weiße sind und nur drei Millionen Farbige. Der Grundbesitzer schießt ihnen gegen hohe Verzinsung die Kosten von Nahrung, Geräten und manchmal auch Arztrechnung vor, und zieht das dann ohne Verrechnung von der Hälfte des Erlöses aus Baumwolle und Samen ab, die den Pflückern zusteht. Diese sind wahrhaftige Sklaven, unterernährt, widerstandsunfähig, rein mechanisch leistend, was ihnen vorgeschrieben ist. Es ist eine moderne Schuldknechtschaft. Die vorgehoffenen Lebensmittel und Geräte verschlucken 63 Prozent des Arbeitsverdienstes und wenn ihre Schuld bezahlt ist, bleiben einer Familie von vier Personen zehn Cents (K 2.80) pro Tag Reinverdienst. Mit 2520 K müssen solche Familien vom November bis in den März auskommen. Nur solche, die eine elende Holzhütte und etwas Land besitzen, haben etwas mehr. Diese „Eigenheime“ aus verrotteten und zerbrochenen Brettern haben kein Fenster, keine Innentür, keine Beleuchtung und kein Wasser. Von Hunderten dieser Hütten im Mississippi-Delta war keine gemalt und nur wenige etwas angekalft. Wind und Regen bringen ungehindert ein trotz der täglichen Versuche, sie durch aufgenageltes Zeitungspapier oder Badpapier abzuhalten. Viele davon stammen noch aus der richtigen Sklavenszeit. Hygiene und Moral kommen dabei gleich schlecht weg.

Die tägliche Ernährung besteht aus Mais, Hirse, fügen Kartoffeln und gelegentlich etwas Rindenfett. Nur wenige der besuchten Familien hatten eine Kuh und keine jemals ein Huhn oder ein Ei zu essen. Nur 57.5 Prozent der weißen Frauen und 8.8 Prozent der Negerinnen hatten ärztliche Hilfe bei der Niederkunft, nur 86.5 Prozent der weißen Frauen und 70.8 Prozent der Negerinnen konnten lesen und schreiben, die Durchschnittszahl der Bücher war in den Wohnungen der Weissen 2.69 und bei den Negern 1.5 Bände. Vom Landbesitzer bekommen sie lediglich etwas Fleisch und Mehl, nichts weiter — und kaufen können sie auch nichts in der Arbeitszeit, da ihnen der Ladner nichts borgt.

Für 25 Cents, die jemand diesen armen Teufeln leihen würde, bieten sie einen Dollar zahlbar im Oktober, also 400 Prozent Zinsen.

Die Geistesverfassung der Negerinnen dort zeigen zwei von ihnen, die Sir John gefragt hatte, wie in aller Welt sie überhaupt so leben könnten. Beide Frauen sagten übereinstimmend: „Ich habe ein paar süße Kartoffeln und einige Wollnen angeschafft und die Hühner werden einige Eier legen. Fleisch werden wir nicht haben bis zum März. Geld haben wir keinen Cent. Auf die weitere Frage, wie sie bei alledem noch so heiter sein könnten, antwortete die eine: „Sehen Sie doch auf den Old River da (den Mississippi), er rollt weiter mit all seinen Sorgen und murrst nicht!“ Und diesen tröstlichen Gleichmut stützt sie noch durch irgendeinen Gesangsbuchvers. Die andere sagte: „Es hat ja doch keinen Zweck, zu murren. Wir zeigen unser Lächeln dem weißen Boß und unsere Tränen Gott.“

Auf verschiedenen Wegen wird versucht, diesem Massenelend abzuwehren. Nötig wäre vor allem die Erweckung der öffentlichen Meinung. Ein intelligenter Negerjunge sagte das in die Worte: „Wir brauchen einen Rosen!“ Es sind bereits mehrere Kandidaten für dieses Amt vorhanden. So Dr. Chertwood Eddy, Chef des Staatsdepartements von Tennessee, dessen Programm ist: „Gemeinbesitz für alle durch alle.“ Geschäftsleute suchen einen Weg und stellen Geld zur Verfügung. Präsident Roosevelt macht einen New Deal-Versuch in den Blue Ridge-Bergen und im Delta des Mississippi, aber die Kosten sind zu hoch, als daß davon allgemeine Hilfe kommen könnte. Den Schwarzen des Südens kommt zu Gute, daß ihre Nützlichkeit für die Wirtschaft in diesem Teil der USA allgemein anerkannt wird, während die 1.5 Millionen Neger, die sich zwischen 1916 und 1925 in den Industriezentren des Nordens angesiedelt haben, von ihrer weißen Umgebung, zumal in den Jahren der Krise, viel Anfeindung und Mißgunst erfahren. Die Pflanzler und Unternehmer im Süden jedoch sind wirtschaftlich und

sozial durch die Verminderung des Arbeitsangebotes stark in Verlegenheit geraten.

Von den Bestrebungen, dem furchtbaren Elend abzuwehren, ist diejenige des Dr. Eddy als die „Anleihe“ zu bezeichnen. In Hillsdale am Mississippi sind 350 idealistische Landwirte und Arbeiter zu einem Kollektiv zusammengeschlossen, das sich teilweise mit der Urbarmachung unbepflanzten Bodens befaßt. Da diese Gemeinschaft stark subventioniert wird und kaum praktischen Erfolg aufweisen konnte in der kurzen Zeit des Bestehens, hört man viel Spott über sie und kaum Anerkennung.

Ein anderer Reformist ist ein Methodist, dessen Vater noch Sklaven gehalten hat, was bekanntlich durch den Sieg der Nordstaaten im Krieg 1864 abgeschafft worden ist. Er bewundert seine Pflücker nicht und hebt sie wirtschaftlich und moralisch. Weiter hat der Direktor eines großen Ladengeschäfts eine Produktivgenossenschaft von 350 Pflückern gebildet, Negern und Weissen, die nach einem neuen System die Baumwollzucht betreiben und einen Reingewinn von 846.000 K in einem Jahre erzielt haben, daneben auch Viehzucht unterhalten und bei solchem Gewinn natürlich ganz anders leben als die Lohnsklaven. Die Genossenschaftler sollen ihren Anteil später ankaufen.

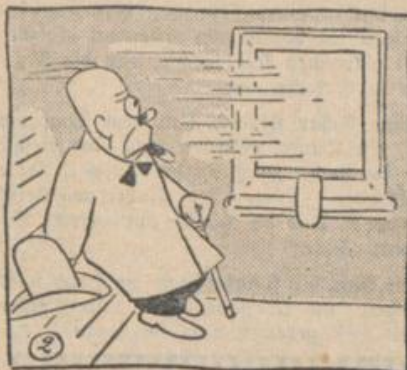
Präsident Roosevelts Sanierungsplan beruht darauf, daß die Heimstätten nach 30 Jahren ins Eigentum des Siedlers übergehen sollen, will den Mietern das Wohnrecht sichern bis zum Erwerb des Grundstücks und streng als tüchtig ausgewählten Mietern mit großzügig gewährten Vorschüssen in bar und Waren dazu verhelfen. Aber all diese Pläne, so schließt der Bericht, sind so beschränkter Natur, daß sie die Massen nicht dem würgenden Griff der Schuldknechtschaft entreißen können, die begründet ist in der Abhängigkeit der Grundbesitzer von den Baumwollkäufern, ausgenutzt zu ihrer Auswucherung, die sie dann auf die Pflücker übertragen. Gesichert durch das Pfandrecht an Ernte und Geräten, beträgt diese Verschuldung nach offizieller Schätzung mehr als ... 310 Milliarden unserer K (bn)

Denkmäler für — Tiere

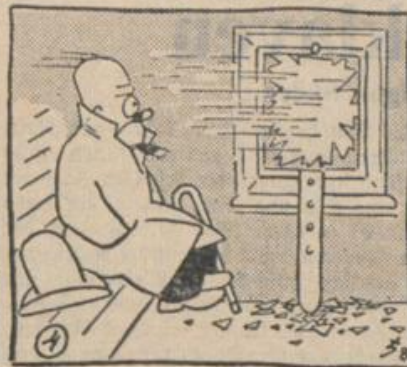
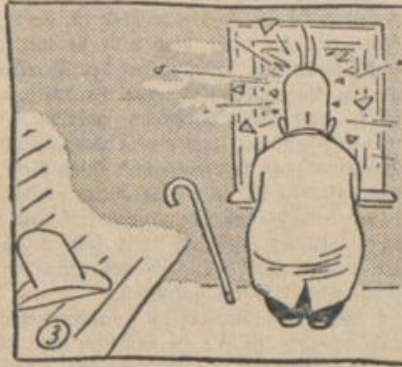
Zur Erinnerung an die treuen Dienste, die die Maultiere im Weltkrieg geleistet haben, wobei ihrer viele den Tod fanden, wurde kürzlich in der Villa Voghese in Rom ein Denkmal errichtet, das einen Maulesel darstellt, der mit einer Kleinkalibrigen Kanone beladen ist.

Es ist dies nicht das erste Monument, das Angehörige des Reiches der Tiere in dankbarer Anerkennung besonderer Leistungen oder zur bleibenden Erinnerung an „erworbene Verdienste“ erhielten. Es gibt vielmehr bereits eine große Zahl von Denkmälern dieser Art, und unter den in Stein gebauenen oder in Metall gegossenen animalischen „Unsterblichen“ finden sich Vertreter fast sämtlicher Massen und Familien, vom Elefanten bis hinunter zum Amphibium. Freilich: die „denkwürdigen Verdienste“ so mancher Heldentierleins bestehen bloß darin, daß es sich von den Menschen willig morden ließ, zu Zwecken der Ernährung oder aus Gründen wissenschaftlicher Forschung.

Bei Sommers im Staate New York befindet sich die fast lebensgroße Bronzestatue des ersten Elefanten, der nach Amerika gebracht wurde. Gleichfalls in den Vereinigten Staaten, und zwar in Woodstock, Ontario, wurde erst in jüngster Zeit der im Vorjahr eingegangenen Kuh „Springbank Snow Countess“, die als Milchlieferantin einen Weltrekord aufgestellt hatte, mit einem Kostenaufwand von viertausend Dollar ein fünf Tonnen schweres Metalldenkmal



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamson schließt wegen des Zuges das Fenster

geficht. Auf dem Marktplatz von Little Compton in Rhode Island, U. S. A., gibt es hinwiederum die in Stein gehauene Statue einer S e n e zu sehen, die dem Gedenken an die Stammutter der ob ihrer Vegetabilität seit über hundert Jahren geschätzten und berühmten Rhode-Island-Med-Zucht gewidmet ist. Und im Unionstaat Massachusetts prangt in der Halle des Regierungsgebäudes das überlebensgroße Monument eines S t o d f i s c h e s: es wurde errichtet zur bleibenden Erinnerung an die Tatsache, daß es Stodfische waren, die die ersten Kolonisten des Staates im Jahre einer Mißernte vor dem Hungertod bewahrten.

Das seltsamste Tierdenkmal ist indes unzweifelhaft jenes, das erst vor wenigen Wochen im Sasa-Dera-Tempel in Japan zur Aufstellung gelangte: es ist das „Standbild“ einer K r ö t e, das von der physiologischen Abteilung des Medizinischen Instituts der Universität Keio gestiftet und von Dr. Motoichi Kato, dem Vorstand des Forschungsinstituts, feierlich enthüllt wurde — zum Andenken an die vielen tausend Amphibien, die im Dienste der Wissenschaft ihr Leben lassen mußten.

Diplomatische Schachzüge

Von Richard Rax

Auf der beschränkten Fläche von vierundsechzig Feldern stehen offen und ehrlich die zweihunddreißig Figuren des Schachspieles und werden nach alter strenger Regel angefaßt des Gegners gezogen. Besonders aus dieser unbedingten Ehrlichkeit, die nicht gestattet, dem Auge einen Zug zu verheimlichen, während trotzdem ein unzulänglicher Geist den verborgenen Sinn nicht zu erfassen vermag, erwächst die reine Freude an einem guten Schachzug. Getrübt wird diese Freude durch den grassierenden Mißbrauch, von diplomatischen Schachzügen zu sprechen.

Denn in der Diplomatie, sowohl der alten als auch der neuen und neuesten Schule, wissen

die Gegenspieler kaum, was an Steinen sie selbst auf dem Brett haben. Noch weniger kennen sie Zahl und Stärke der feindlichen Steine. Schon gar nicht wissen sie, wieviele starke Figuren der Gegner heimlich in der Hosentasche trägt, um sie im geeigneten Augenblick unmerklich aufs Schlachtfeld zu schmuggeln. Nebstbei ist hier auch die Neigung allgemein verbreitet, möglichst viele Züge hintereinander zu machen, ohne dabei das Recht des Gegners oder überhaupt irgendeine menschliche Regel oder wenigstens ein göttliches Gebot zu achten.

Sogar in dem Kaffeehaus hinter der Börse, wo ähnliche Winkelzüge und Kniffe ab und zu beim Schachspiel versucht werden, begegnen sie strenger Zurückweisung und äußerster, zu strafenden Handgreiflichkeiten bereiter Mißbilligung. Der Diplomat dagegen darf für den Erfolg seiner gleich ungehörigen Methoden Orden und Ehren einheimfen, wobei vom Gelde geschwiegen wird, das für den Schachspieler Seltenheitswert hat.

Hiermit ist der krasse Gegensatz zwischen Diplomatie und Schachspiel endgültig bewiesen und damit das Recht, die gedankenlose Wendung „diplomatische Schachzüge“ als Beleidigung zu empfinden. Die Diplomaten werden sich darüber wenig aufregen und die Schachspieler, die armen ehrlichen Narren, nichts davon haben.

Was ihr wissen sollt!

Ihr sollt wissen, daß ihr nicht vereinzelt seid und daß alles anders werden kann, wenn ihr eure ganze Kraft zusammennehmet, um den Druck, der auf euch lastet, zu brechen.

Das Glend allein macht vielleicht zum Schnapsbruder; aber die Ueberzeugung, daß dieses Glend nicht notwendig ist, jener Gegensatz macht revolutionär. Viktor Adler.

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 363.

Von G. Guldelli.

Schwarz: Kd6, Del, Th6, g6, La8, g7, Se4, Ba5, d5, h7. (10)



Weiß: Kd8, Te5, e7, Lf2, Sa7, Bd3. (6)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 33, Post Modian, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 359: Dd8—g5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Bostel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Chroust Karl jun., Bilin; Ulbert Rudolf, Prosetitz; Trltsch Gustav, Wisterschan; Schöpka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Havel Franz, Modian; Walter Ludwig, König Anton, Steinwits Hans, sämtlich Kwitkau; Berger Josef, Klein-Augezd.

— 0 —

Partie Nr. 139.

II. Partie um die Weltmeisterschaft 1937.

	Weiß:	Schwarz:
	Dr. Aljechin	Dr. M. Euwe
1.	d2—d4	d7—d5
2.	c2—c4	c7—c6
3.	Sg1—f3	Sg8—f6
4.	Sb1—c3	d5×c4
5.	a2—a4	Lc8—f5
6.	Sf3—e5	e7—e6

Der Weltmeister geht eigene Wege; in der 1. Partie spielte hier Aljechin Sb—d7 und wurde von Euwe widerlegt.

7.	Lc1—g5	Lf8—b4
8.	Se5×c4	Dd8—d5
9.	Lg5×f6	Dd5×c4

Schwarz gewinnt an Raum, Weiß bereitet Überraschungen vor, jeder rein in seinem Stil.

10.	Dd1—d3!	g7×f6
11.	e2—e4	Dc4—b3
12.	e4×f5	Sb8—d7
13.	f5×e6	f7×e6
14.	Lf1—e2	0—0—0
15.	0—0	e6—e5
16.	d4×e5	Sd7×e5
17.	Dd2—c1	Lb4×c3
18.	b2×c3	Th8—g8
19.	Dc1—e3	Kc8—b8
20.	g2—g3	Td8—d7
21.	Ta1—b1	Db8—c2

Daß Ba4 nicht zu schlagen ist, ist leicht ersichtlich.

22.	Tf1—e1	Dc2—d2
-----	--------	--------

Schwarz ist mit seinem Angriff zu Ende und geht deshalb auf Damentausch; Weiß muß annehmen.

23.	De3×d2	Td7×d2
24.	f2—f4	Se5—g6
25.	Lc2—c4!	Tg8—d8
26.	Te1—e6	Td8—c6
27.	Tb1—e1	Kb8—c7
28.	Te6×d6	Td8×d6
29.	h2—h4	Kc7—d7
30.	Ke1—f2	Sg6—e7
31.	Kf2—f3	Se7—d5
32.	Lc4—d3!	h7—h6
33.	Ld3—f5+	Kd7—d8
34.	Kf3—g4!	Sd5—e7
35.	Lf5—b1!	Kd8—e8
36.	Ke4—h5	Ke8—f7
37.	Lb1—a2+	Kf7—f8
38.	Kh5×h6	Td6—d2
39.	La2—e6!	Die weißen Figuren spielen gemeinsam ein Konzert!

39 — — — Td2—d3

40. g3—g4 Td3×c3

41. g4—g5! aufgeben.